Am Gevelsberg

Heimat-Beilage der Gevelsberger Zeitung



Volkskundliches von den Schwalben

Kaum ein anderer Vogel ist so innig mit dem Gemüt[illegible] eines Volkes verwachsen wie die Schwalbe. Ihre Anmutigkeit und Gewandtheit, ihre Liebenswürdigkeit und Zutraulichkeit, ihr nützliches Wirken in Stall und Hof und ihr gemütliches, munteres Liedchen machen sie jedem gemütvollen Menschen lieb und wert. Und so kann es dann nicht wundernehmen, daß besonders im Lande der innigen, naturfrohen Westfalen sich ein dichter Kranz von Anschauungen und Bräuchen um die Schwalben, die zu den „hilligen Bürgern" gerechnet wurden, geflochten hat. Wenn die Schwalben im Frühjahr nicht wieder zurückkehren in ihr altes Nest, so gilt dies als Unglückszeichen, dann ist entweder einer der Hausbewohner einem baldigen Tode verfallen oder das Haus wird im Laufe des Jahres ein Opfer der Flammen. Umgekehrt gilt das Haus, an dem die Schwalben nisten, als geschert vor Zag und Brand. So gilt die Schwalbe als Schadenabwender und Glücksbringer, und dieser Glaube drückt sich in einigen Gegenden Westfalens in einem schönen Brauche aus: Anfang April, wenn man die Rückkehr der Schwalben erwartete, gingen alle Hausbewohner unter Führung des Hausherrn ihnen bis an die Grenze des Gehöftes entgegen. Dann öffnete man ihnen die Scheunentore und Stalltüren, damit sie sich von dem guten Stande der Wirtschaft überzeugen konnten. Wurde den Schwalben nicht die gebührende Ehre erwiesen, stand die Wirtschaft schlecht oder waren die Vorräte knapp, so schimpften sie weidlich:

To Jar as ick futt zenk,
wären alle Skopen und Skiuren vull,
nu ar ick weer kam,
is alles verquickelt, verquackelt, verheet
un verlehrt.

Aehnlich wie dieses aus dem oberen Hönnetal überlieferte Schwalbensprüchlein lauten sie in vielen anderen westfälischen Gegenden. So heißt es bei Hagen:

As ick weggang,
was dä Kasten vull.
As ick wierkam,
da dä Lüling, dä Dickkopp, alles vertiärt.

Im Münsterlande legt man dem Schwalbenliedchen folgende Worte unter:

As ick weggüng,
was dät Fack vull,
was dat Fack vull;
as ick wier kam,
was alles verstückert un verstiert
Verstiert! Verstiert! Verstiert!
Stiert! Stiert! Stiert!

Und aus der Mark und dem Sauerlande heißt es:

As ick weggerng,
was Diäle und Schuir un alles vull;
as ick wier kam,
was alles verquickelt, verquackelt, verbürüst!

Oder noch etwas drastischer:

As ick futt trock, as ick futt trock.
was Hus un Hoof vull.
nu ick wier kuem, nu ick wier kuem
es alles verrieken, verstieten, verdrieten,
verspieten.

Und zu guter Letzt sei noch ein ähnliches Sprüchlein von der östlichen Grenze Westfalens berichtet:

As ick weg taug, as ick weg taug,
woeren Kisten un Kasten vull,
as ick wedderquam, as ick wedderquam,
was dar nüst mehr.
dat mein ick, dat mein ick.

Fast überall tritt uns also, dem Klange und dem Rhythmus des Schwalbenliedchens entsprechend, die gleiche Deutung entgegen und sie hat auch Ausdruck gefunden in dem zum beliebten Volksliede gewordenen Gedicht Rückerts:

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
die den Herbst und Frühling bringt,
ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang,
das singt noch klingt?

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
waren Kisten und Kasten schwer;
als ich wiederkam, als ich wiederkam,
war alles leer.

Gelegentlich werden dem Schwalbenliede aber auch andere Worte untergelegt. So unterhalten sich in Crombach Rauchenschwalbe und Hausschwalbe über die Schönheit der Frau. Die Kirchenschwalbe sagt:

Dos Weibsbild, dos zade Bild,
will's in de Kirche geh!

Die Hausschwalbe antwortet:

Wenn du se sehst, wie ich se seh
des Morgens früh, des Abends spät,
dann wirst du nit sage,
dann wirst du nit sage.

Beim Erscheinen einer Katze oder eines anderen Feindes stößt die Rauchschwalbe einen gellenden, zweisilbigen Warnruf aus, den der Volksmund rhythmisch genau mit „Spitzbub!" wiedergibt und der gar in getreuer Wiedergabe der Klangfarbe mit „Widdied" übersetzt.

Den ganzen Sommer über sind die Schwalben zum Wohle des Menschen tätig. Eine Unmenge von lästigen Fliegen und Mücken und anderen schädlichen Kerfen fällt ihnen zum Opfer, und wenn im Herbst die Blätter von den Bäumen fallen, sammeln sie sich in großen Scharen und ziehen dem warmen Süden zu.

Auf des Daches First versammelt
mahnen zugvereit die Schwalben:
Rüste, Bürt, dich vor dem Winter,
denn das Laub beginnt zu fallen.
Bleiben must du, wenn wir flüchten;
sieh dich vor, es mag dir frommen,
daß wir Alles wohlbedachten
finden, wenn wir wiederkommen.
(F. W. Weber.)

Westfalen an der Ostsee

Es ist schon seit langem bekannt, daß die Westfalen zur Zeit der Hansa in großer Zahl nach Estland, Livland und Kurland gezogen sind und daß sie dort an führender Stelle deutsche Kultur begründet haben. Neuerdings ist auch nachgewiesen, daß Lübeck im großen und ganzen seine Entstehung dem starkenden Unternehmungsgeist westfälischer Kaufleute zu verdanken ist. Rörig hat in den „Hansischen Beiträgen zur deutschen Wirtschaftsgeschichte (Schriften der baltischen Kommission, Band 9) Breslau 1928. Seite 127—139" diesen Nachweis erbracht. Er ist hier auch den Spuren der Westfalen nach andern Ostseestädten nachgegangen. In der Zeitschrift der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte vom Jahre 1930 S. 24 ff. zeigt Oberstudienrat Prof. Dr. Fr. Graef in Flensburg, daß auch die Stadt Flensburg einen starken Zustrom bedeutender westfälischer Einwanderer erfahren hat. Vor der Reformation ist die Einwanderung nach Flensburg nicht allzu bedeutend gewesen. In einem Bürgerbuch von 1436 sind nur 2 Westfalen als Hausbesitzer genannt. Es ist dies Hans von Dülmen und Hans von Haltern. Es ist immerhin möglich, daß sich unter den eingewanderten Handwerkern auch noch Westfalen befunden haben. Eine starke Einwanderung aus Westfalen setzt erst nach der Reformation ein. Als Glockengießer und „Büssengeter" kam 1538 Geert von Merfelt in das Land. Dessen Söhne wurden dann einflußreiche Kaufleute. Es werden dann ferner genannt: Jost Ryenkerken von Osnabrück, der in Flensburg ein berühmter Mann wurde und ein stattliches Haus baute. Dann Dietrich Racke, der von Vechta in Westf. kam und 1572 Bürger in Flensburg wurde und Gerd von Oelede aus Osnabrück, der sich 1558 ankaufte. Diese Westfalen haben den Flensburger Handel nachhaltig gefördert, so daß sie bald von der Bürgerschaft an die Spitze des Gemeinwesens berufen wurden. Dietrich Racke wurde bald Bürgermeister von Flensburg, und da er selbst keine Kinder hatte zog er die Söhne und Schwiegersöhne seiner Schwestern heran und nahm sie in seinem Handelsgeschäft auf. Es sind dies Helmar von Lutten, Gerd Möllmann und Johann Klocker. Auch diese Westfalen haben für Flensburg die allergrößte Bedeutung gehabt. Es ist auffallend, wie diese eingewanderten Westfalen schnell in die Rats- und Bürgermeisterstellen emporrückten. Durch ihre ertragreichen Handelsgeschäfte kamen sie in die Lage, auch größere Geschenke der Gemeinde zu machen. In der Marienkirche zu Flensburg befindet sich ein wertvoller Abendmahlskelch, der eine Stiftung des Bürgermeisters Heinrich von Merfeld (1607—1612) darstellt. Der Bürgermeister Dietrich Racke (1587 bis 1597) hat ein wertvolles Taufbecken geschenkt, das sich ebenfalls heute noch in der Marienkirche befindet. Derselbe hat auch mit seiner Frau Katharina den Altar der Marienkirche geschenkt. Westfalen gelangten auch in den geistlichen Stand. Hobakuk Meyer, der von 1604—1630 in St. Marien zu Flensburg Pfarrer war, war ein Westfale. Dasselbe ist der Fall bei Stephan Klotz, der Generalsuperintendent von Schleswig seit 1636 und Hauptpastor in Nikolai zu Flensburg seit 1639 war. Zu den Westfalen, die auf diese Weise durch verwandtschaftliche Beziehungen nach Flensburg gelangt waren gehört schließlich auch der Ratsverwandte Henrich Striker, der 1595 als Sohn des Gografen und Münsterschen Richters Striker geboren war. Zu diesen berühmten Westfalen, die in Flensburg eine hohe Stellung einnahmen, kommen noch andere, die nicht so hoch in die Führung der Flensburger Stadtgemeinde emporgestiegen sind. Es sind dies z. B. drei Söhne des Heinrich Meincke, die aus dem kleinen Städtchen Minten bei Minden i. Westf. kamen.

Es ist erfreulich zu sehen, wie dankbar man heute in Flensburg den bedeutsamen ehemaligen westfälischen Einfluß anerkennt.

Grenzsagen

An den alten Grenz- oder Landwehrwällen (Landwehren) haften gar manche Sagen. Vielerorts bewacht ein großer schwarzer Hund mit glühenden Augen und rasselnder Kette die Grenze in der Dunkelheit wie Laternen und verscheuchen den Freveltätigen, der im Schutze der Finsternis wagehalsig in die Wälle eindringt, um Holz zu stehlen oder gar die Malzeichen oder Grenzsteine zu zerstören oder zu verrücken. Vor den funkelnden durchdringenden Augen mag er nicht standhalten; voller Angst und schweißgebadet schleicht er von dannen, froh, noch einmal mit dem Leben davon gekommen zu sein. Keine zehn Pferde können ihn nach eigener Versicherung je wieder zur Nachtzeit an diesen schrecklichen Ort hinziehen.

In manchen Köpfen lebt noch vom Hörensagen eine dunkle Erinnerung an eine blutige Schlacht, die in längst vergessenen Tagen einmal an der Landwehr geschlagen sein soll. Ohne Zweifel ist bei der allgemeinen Niederlage und übereilten Flucht die gefüllte Kriegskasse zurückgeblieben; sie ruht nun in dem Erdwall und wartet nur auf den Glücklichen, der sie erheben soll. Allein ein schwarzes Ungeheuer bewacht sie. Wohl sieht man dort nächtlicherweise ein Lichtlein aufflammen. Das ist die Stelle, wo der Schatz ruht. Man kann sich aber die Stelle noch so genau merken, man kann sie am andern Tage nimmer wiederfinden. Wenn aber jemand wäre, der ein Feuerstahl in die Flamme werfen könnte, der würde am anderen Tage die Stelle wiederfinden. Das ist aber bis jetzt noch niemand gelungen; denn von der einen Seite hindert ein morastiger Sumpf, und wollte man auf Umwegen von der anderen Seite sich nähern, dann ist das Lichtlein verschwunden. So kann der lockende Schatz noch lange ruhen.

Zur Richtigstellung

Wir verweisen nochmals auf den Verwerk in Nr. 79 unserer Heimatbeilage, die laufende Bezifferung von „Am Gevelsberg" betreffend. Außerdem bitten wir unsere Leser, noch die folgenden Aenderungen selbst vorzunehmen:

In Nr. 85 muß es heißen: Nr. 6 (85) Freitag, 28. Juni 1929.

Nr. 12 (100) (24. Dez. 1929) ist abzuändern in Nr. 12 (91).

Nr. 6 (96) 28. Juni 1930 in Nr. 6 (97).

Sämtliche Folgenummern stimmen wieder.

Schriftleiter Günther Gedat, Gevelsberg.

Die Enneper Straße in einem Reisebericht aus dem Jahre 1802

Der aus Osnabrück stammende spätere Polizeipräsident und Statthalter von Berg, Justus von Gruner (1777—1820), hat in einer 1863 erschienenen umfangreichen Reisebeschreibung seine Eindrücke und Erlebnisse, die er auf einer Wanderung durch Westfalen und Rheinland gehabt hat, geschildert und in diesem heute sehr seltenen Werke ebenso eindrucksvolle Naturschilderungen wie freimütige Darstellungen von den politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Zuständen der von ihm bereisten Gegenden gegeben. Wir wollen aus diesem für uns heute in zeit- und heimatgeschichtlicher Beziehung aufschlußreichen Buche hier wiedergeben, was Gruner von seiner Wanderung von Elberfeld nach Hagen zu berichten weiß, und zwar gekürzt, im übrigen jedoch im Wohle unmittelbarer Anschaulichkeit möglichst mit den eigenen Worten unseres alten Gewährsmannes. Der vorliegende Bericht ist im Geschmacke der Zeit stellenweise von einer uns heute nicht mehr liegenden Ueberschwenglichkeit in der äußeren Form, die jedoch der Sachlichkeit der Darstellung keinen Abbruch tut und auch von ehrlichstem Empfinden getragen ist. Es heißt da:

Es kann keinen reizenderen und in jeder Hinsicht unterhaltenderen Weg geben, als den von Elberfeld nach Hagen (wir befinden uns bei der nachstehenden Schilderung also im Jahre 1802). Sobald man den letzten Ort des romantischen Wuppertales verlassen hat, steigt die Straße empor. Die Gegend wird ausgedehnter, die Straße breiter und der Blick weiter, aber überall trifft er auf reizende Gegenstände. — Der Weg ist wie eine einzige gewerbetreibende Stadt, nur manchmal von stilleren romantischen Naturpartieen, wie zur Erholung des geschen Naturpartieen, wie zur Erholung des geschäftigen Blickes, durchschnitten. Die Heerstraße ist zu beiden Seiten mit Fabrikhäusern und Arbeiterwohnungen von allerlei Art besetzt, und es herrscht ein beständiges lebensvolles Getriebe, ein unaufhörliches, arbeitsames Geräusch von Mühlen, Hämmern, Spindeln usw.; überall tätige Menschen, überall rege Hände und zufriedener Fleiß. Lange Kurawanen von schwer beladenen Frachtwagen, welche die Produkte der Erwerbsamkeit ausführen, und Wagen voll Kohlen und Eisen, welche den Arbeitsstoff herbeischaffen, sind zu erblicken; dazwischen manchmal ein stilles Tal oder die ruhige heitere Höhe eines Hügels, von dem man die durch Natur und Industrie in gleichem Maße gesegnete Gegend überblickt. — — — Wahrhaftig! Es ist kaum möglich, alle diese einzelnen schönen Anblicke mit vollem Genuß aufzufassen, noch weniger sie in allen Einzelheiten wiederzugeben oder durch eine — wäre sie auch noch so dichterisch — unvollkommene Beschreibung vor die Phantasie des Lesers hinzuzaubern. — — Der Sinn für den sanftesten Reiz der Natur hat, wen der köstliche Anblick derselben erquicken, der muß selbst hierher. (Die folgende noch 2 Seiten umfassende Glückseligpreisung dessen, der diese Gegend schauen darf, können wir einschließlich einiger philosophischer Betrachtungen hier beiseite lassen.)

Diese reizende Emperstraße (Enneper Straße) läuft durch mehrere kleine Orte, unter Schwelm der merkwürdigste ist. Es ist eine kleine preußische Stadt, der die in ihrer Nähe liegenden trefflichen Garnbleichen und ihre Manufakturen viel Wohlstand verschaffen. Nahe dabei liegt, hart an der Straße, ein Gesundbrunnen, der vorzüglich Sonntags von den Elberfeldern und Gemarkern und anderen Nachbarn viel besucht wird und dadurch eine öffentliche „Vergnügungspartie" wird. Das eisenhaltige Wasser hat noch kürzlich ein dortiger Arzt, Dr. Tostringius, öffentlich angepriesen. Außerdem aber wird jeder Fremde die Bekanntschaft des hiesigen verdienstvollen Predigers Müller zu machen suchen, der nicht nur als Verfasser mehrerer Schriften und patriotischer Aufsätze in westfälischen Journalen bekannt ist, sondern sich auch um jeden die Grafschaft Mark befuchenden Fremden durch eine treffliche Karte dieser Provinz verdient gemacht hat. —

Die letzte Station dieses schönen Weges ist Hagen, eine kleine preußische Stadt in einem zwar beschränkten, aber schönen Tale an der Volme gelegen. Die sie umgebenden Berge sind felsig und ehemals öde gewesen; seitdem aber die Bevölkerung und der Wohlstand zugenommen, und die Gemeinheiten, wozu sie gehörten, geteilt worden sind, sind sie kultiviert worden und jetzt sowohl äußerst fruchtbar als eben dadurch „auch sehr reizend". Der Ort selbst hat viel Nahrung, Wohlstand und Leben, denn die umliegenden guten Bleichen und verschiedene Manufakturen von Tuch, deren größte der sehr tätige und biedere Kaufmann Moll besitzt, sowie von halbleinenen und halbbaumwollenen Waren, vorzüglich aber eine Menge Eisenwerke, Rohstahlhämmer, Stabhämmer, Sensenfabriken, Tuchscherfabriken usw. und der bedeutende Handel mit diesen Produkten verschaffen der Stadt viel Bevölkerung und Reichtum. Man findet hier zwar nicht den gleichen Reichtum und eben die glanzvollen Vergnügungen wie in Elberfeld (wo unser alter Gewährsmann sich zuletzt aufgehalten hatte), allein wen biedere Gastfreundschaft, muntere zwanglose Geselligkeit und eine gebildete Unterhaltung befriedigen können, wird mit seinem Aufenthalte in Hagen gewiß zufrieden sein. Die Kaufleute der Stadt sind artig, gebildet und gastfrei, ihr Zirkel ist kleiner als der Elberfelder, aber man befindet sich hier in guter Gesellschaft. — Man bekommt leicht Zutritt in Privathäusern, und an öffentlichen Zusammenkünften, Bällen, Klubs usw. fehlt es nicht, und ich habe hier ein von trauischer Zuvorkommenheit beseeltes, reines geselliges Vergnügen gefunden.

Merkwürdigkeiten zeigt die kleine Stadt nicht auf, wenn man nicht die Fabriken und Manufakturen nebst den dazu gehörigen Gebäuden und Einrichtungen als solche ansehen will. Ueber all diesen und auch den Eisenverarbeitungen der Nachbarschaft wacht der „Königliche Fabriken-Kommissarius" Eversmann, ein tätiger geschickter Mann, der unermüdet besorgt ist, gute Fabrikationen und deren möglichste Vervollkommnung zu fördern. Auch existiert hier unter dem Direktor Wiedemann eine sehr gut eingerichtete Handlungsschule — — Der stille und feste Wohlstand der Einwohner, die öffentliche Ordnung, welche durch keine Bettelei, die seit kurzem durch zweckmäßige Einrichtungen behoben ist, gestört wird, die allgemeine Zufriedenheit und trauliche Geselligkeit, die man genießt, und die angenehme Lage des Ortes wird jedem Reisenden seinen hiesigen Aufenthalt so angenehm machen, wie er es mir gewesen ist, der ich mich desselben im gegenwärtigen Augenblick (d. h. beim Niederschreiben seiner Reiseerinnerungen) mit aufrichtigem Wiedergenuß erinnere. — —

Damit schließt der ansprechende Bericht unseres alten Reisenden über seine Wanderung durch das Ennepetal und über seine Hagener Eindrücke. Wir wollen es uns jedoch nicht versagen, den Wanderer noch bis Limburg zu begleiten, um zu vernehmen, was er über diese Gegend zu sagen hatte. Nach dem Abschied von Hagen wird die Darstellung wie folgt fortgesetzt:

Jenseits Hagen wird der Weg weniger belebt und bebaut, aber desto romantischer und immer zunehmend an wilder Schönheit. Ueberall Berge, Felsen, kleine Bäche, enge und reizende Täler! Dicht hinter der Stadt kommt man an der sehenswerten Borsterschen Papiermühle vorüber, welche in einem traulichen Winkel gelehnt und mit all den stillen Reizen einer heimlichen engen Lage zugleich des geschäftige Leben und Treiben ihrer Inhaber und die Aussicht über das ganze Tal von Hagen gewährt. Kaum hat man sie verlassen, so erklettert man einen Berg nach dem andern, bis man zuletzt in einem schönen Tale Limburg passiert. Dieses kleine, die Hauptstadt einer „5 Stunden langen und 4 Stunden breiten" Grafschaft gleichen Namens, bietet einen sehr angenehmen Anblick dar. Man erblickt, wenn man vom Nachenberge hinuntersteigt, seine Häuser teils dies-, teils jenseits der des Tal durchschneidenden Lenne, die an beiden Seiten von hohen, festigen Gebirgen eingefaßt ist. Auf der Mitte derselben prangt, bekränzt von dem es beschattenden Gebüsch, das gräfliche

sterdrüchen spiegelt". Eine prächtige steinerne Brücke verschönt das Ansehen des im engen Bette donnernd rauschenden Flusses, der nicht nur eine Menge von Ab[illegible]len, sondern auch im Innern des Städtchens viele Eisen- und Drahthämmer treibt. Fleiß, Regsamkeit und Wohlstand sind auch in diesem kleinen Ort[illegible] sichtbar, und die Bewohner der Grafschaft leben teils hier (in Limourg) durch Fabrikationen, teils in dem übrigen wenige Stunden umfassenden Ländchen von der Viehzucht, dem Ackerbau und dem Ertrage ihrer holzreichen Berge in zufriedener Tätigkeit. — — Wenn man den nach Altena führenden steilen Berg mühsam erstiegen hat, erblickt man die sich tief unten im Tale dahinwälzende Lenne, deren enges Tal einen sanften Wiesenteppich mit schmalen, den Fessen abgezwungenen Ackerfluren bildet. Das schönste Garn und Leinewand findet man hier, und hundert fleißige Hände regen sich, den frischen Glanz des überall das zarte Wiesengrün bedeckenden Leinens zu erhöhen. — — Langes dem Flusse wohnen in kleinen Häusern überall die Bleicher, und eine Menge von Eisen und Drahthämmern treiben hier Tag und Nacht ein reges Getöse. Wohin man sieht, findet man Leben, Fleiß und emsigste Arbeit; das enge Tal ist voll tätiger Menschen, und nirgends ist jede auch noch so geringe Spende der Natur emsiger und dankbarer benutzt, als in diesem unbekannten (?) Tale, wo Mühe, Arbeit und Zufriedenheit ihren Sitz haben. (Unser alter Gewährsmann wird immer begeisterter im Anblick dieser schönen und betriebsamen Gegend und vergleicht schließlich die Landschaft mit der Schweiz, die Bewohner aber mit „der kunstreichen, fleißigen und kräftigen Bevölkerung im gepriesenen Britannien"). — — —

Hiermit wollen wir nun den Auszug aus der Beschreibung unserer engeren Heimat vor 1½ Jahrhundert, wie sie uns der spätere Statthalter von Berg gegeben hat, endgültig abschließen. Der Wert vorstehender Darstellung und ihre Zuverlässigkeit sind schon dadurch im gewisser Sinne verbürgt, daß Gruner alles andere als ein Schönredner und unbedingter Lobredner gewesen ist. Viele Stellen seiner vorliegenden 2-bändigen Reisebeschreibung legen Zeugnis ab von einer nicht nur scharfen, sondern unter Umständen geradezu schroffen Kritik, wo es sich um die in so manchen Teilen Westfalens damals noch bestandenen trostlosen und verrotteten Zustände kleinstaatlicher und klerikaler Mißwirtschaft handelte, und diese in damaliger Zeit ganz unerhörte Offenherzigkeit und Unabhängigkeit des Urteils hat dem Reisewerke Gruners auch bittere Gegnerschaft unter den Zeitgenossen erweckt, die sich in einer Reihe, besonders von klerikaler Seite geradezu haßerfüllter Gegenschriften Luft machte. Für uns heute, die wir den erforderlichen Abstand von dieser in mehr als einer Beziehung durchaus nicht „guten alten Zeit" gewonnen haben, sind die Gruner'schen Berichte mehr als manche andere Darstellung aus der gleichen Zeit eine wertvolle zeit- und kulturgeschichtliche Schrift, und wenn Gruner eine bei ihm aufrichtige und herzliche Begeisterung für die vom übrigen Westfalen jener Zeit so ganz abweichenden Verhältnisse im märkischen Industriegebiet vor 125 Jahren äußert so spricht das einmal für die gesunde Urteilsfähigkeit dieses Mannes, dann aber auch für die tatsächlich kraftvollen und gesunden Zustände des Teiles von Westfalen, wo „der Märker Eisen reckt", im Gegensatz zu dem teilweise mittelalterlichen Dunkel, das noch in jener Zeit in anderen und leider ausgedehnten Gebieten des Landes herrschte. Dr. L.

Kramershaus

Zwischen dem Kipp und der Schule auf der Heide lag die jetzt fast vergessene, in der Karte von C. Kraaß (1907) aber noch als „Krämerich" eingezeichnete Siedelung „am Kramershaus". Dieser Hausname bezeichnete ursprünglich ein Gewerbe, wurde dann zum Familiennamen Kramer oder Krämer und bildete schließlich auch eine Flurbezeichnung. 1605 wohnte dort

führt, daß dieser „Meister [illegible]s In Kramershauß Von dem Chorgesange 2 Doll. facit 2 gl. 4 alb." erhalten habe. Aus demselben Jahre stammt ein Pachtbrief, der das Stiftshaus „Kremershuß" betrifft, das den Eheleuten „Tigeß In Krammershaußen" von der Aebtissin Clara von Hoete nebst einem Garten im Völlenkamp und einer kleinen Wiese im „Loh" überlassen wird. 1809 kommt auch die Bezeichnung „am Craemerberge" vor.

Die Kopie von 1605 lautet:

„Kündig und zu Wissen sey Allen Und Jeden denn dieße außgeschniedene Zettul Vorkompt, daß Wir Clara von Hoete Abdißinne und sämptliche Capitularren des Stifts Gevelsberg verpflechtet verthein und verpflechten und vertbun Unsers Stiffts Hauß genandt Kremmershuß Meister Tigeß In Krammershaußen Schmiedtmidt Metten Ehleuten und Ihren erben neben und mit dem Garten Im Völenkampe und einem Wößten Im Lohe so sie auß unßer Vergünstunng mit Kost (Kosten) und schweerem arbeiden auß wilden trücken (strüt: Strauchwerk; vgl. Strückerberg) und Bracken (brote: Bauenstumpf) außgerodet zum Wieschen Plahe gemacht, wie das nun in Zeunen und Befrechtung (Einfriedigung; bevreden: einfriedigen, einhegen; vgl. Friedhof) ist Mehr und zwentzig (24) Jahr von dato dießer Notelen (lat. notula: kleiner Vertrag) Nechst Nacheinander folgendt, davon obgemelte (oben gemeldete Ehleute und ihren mitbestimbten und unsern nachkömlingen Jährlich und alle Jahr unverjäret auf Mertini Episcopi Im Winter (Tag des Bischofs Martinus von Tours, † um 400: 11. Nov.) zur Pyscht geben und bezahlen sollen und wollen zwey Dallr Jedem ad l y (51) albus (Weißpfennige) lauffende Münze und halten das hauß in gutem Dache (Dach) und verwaren den hoff Garten und Wischen in gutem Zaune Brechtungen und stande nach schulten rechte. So globen (geloben) wir Abtißin Capitularen obgemelte vür unß und unsere Nachkömlingen, die obgemelten Ehleute und ihre mitbestimbte bey dem Gewinne zu halten. Worden sie aber ein oder mehr säumig, sollen sie sich des gewins damit entsehet haben. Alles ohne einige geferde (Gefährnis), Exeption (Einrede) Betrugs und argelist Urkundt (urkundlich) zweier hievon auffgerichtet, der von einer handt geschrieben und gleichlautende und durchs Mort Warheit aufeinandergeschnittener Notulen. Deren eine Wir Abtißin obgemelte die zweite gedachte Ehleute für sie und Ihre Erben guttwillig zu sich genomen und sich dar nach zu richten und noch hierzu Beruffen standgenoßen (standgenote: Standgenosse, d. i. Gerichtsbeisitzer, Zeuge) mit namen Peter Vogetz (Vogt) zum Gevelsberge Dierich Schulte zum Gevelsberg.

Actum Gevelsberg. Anno Christi Eintausend Sechshundert und Nieffe. Am 28 toge Monatz February."

Dr. Bruno Hieronberg.

Die Frau im westfälischen Sprichwort

Von Dr. Wiard Griepenburg.

Des Volkes Weisheit hat für alle möglichen Dinge eine Unmenge von Redensarten u. Sprichwörtern geschaffen, für Pflanzen, Tiere und Menschen, für Haus und Hof, Feld und Flur, Wind und Wetter und was sonst noch im täglichen Gesichtsbereich des Volkes liegt. Der Inhalt dieser Sprichwörter zeugt von sonnigem Humor und kindlicher Harmlosigkeit, doch kommen gelegentlich auch Redensarten vor, in denen rücksichtslose und herzlose Worte fallen. Die in den Sprichwörtern gezogenen Vergleiche sind meistens von einer ungewohnten Anschaulichkeit und dabei oft so unbekümmert und herzerfrischend, daß man immer wieder über die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksformen der Volkssprache in Erstaunen gerät. Mit besonderer Vorliebe werden Tiere und Menschen „dürch dän Kakao getrocken" oder „füschen dä Tiänne genuommen". Von den Menschen müssen in erster Linie die Bauern daran glauben, aber nicht viel besser ergeht es den Frauen, „dä Fraulü", dä Wiewer" oder auch „dä Langhöätigen", über die der Volksmund ein

lichster Bedeutsamkeit ausgegossen hat.

Von den Kindern weiß das Sprichwort noch nicht viel zu berichten, „ja sind noch nich dröge achter dä Ohdren", oder drastischer „jä heit et Weigenströh noch an de Fuelt hangen", und „ä wittet noch nich, off jä Männten odder Wiesten würd", aber eins den Kindern, den „Blaagen", werden junge Mädchen, „Wechter" oder „Mäken" oder „Deenen"; „met der Tiet tömmt Hiörmen int Wams un Graite in dän Rock", dann kommen die Jahre, in denen die jungen Mädchen trotz strengster mütterlicher Aufsicht schwer zu behüten sind, denn „et es lichter en Sack Flöh verwahren as ein jung Mäken". Vermünftige Mädchen und gute Ganse handeln in einem Punkte gleich: „guedde Wichter un guedde Gööse gat ter rechten Tiet no Huse", aber auch eine schlechte Eigenschaft haben viele Mädchen mit den Gänsen gemeinsam, nämlich die Schwatzhaftigkeit; dann heißt's: „Dä Deenne es met dä Gööse utbrott", und wer eine Dummheit begeht, muß sich den Spottnamen „Göffel" gefallen lassen. Auf das Geschwätz der Leute darf man aber nicht viel achten, denn „nig es mähr in der Lüen Müler as olle Piärre un junge Wiewer".

Kommen die jungen Mädchen ins heiratsfähige Alter, dann ist für den Freier Vorsicht geboten, damit er nicht „dä Katte im Sacke köpet" und sich durch ein verlockendes Aeußeres bethören läßt, denn „Straotenengel sind faste Husdömel". Wer auf Brautschau geht, tut gut, sich die Frau in ihrem Elternhause und nicht auf dem Tanzboden oder gar auf der Straße zu suchen, denn „dä besten Käu go nich tä Matte (Markt)", und „guedde Käu dä sinnt me oppen Stall, Bießbälge (Käufer) sinnt me iewerall". Am besten ist es, des Nachbars Kind zu freien: „loop Naobers Rind, frie Naobers Kind, dann weet'm, wat'm sinnt", oder wie es im Sauerlande heißt:

„Frigg din Nabers Kind,
loop din Nabers Piät,
dä sind as du gesinnt,
dä kennst du bis tom Stiät."

Der Freier darf jedoch nicht all-in an die Braut denken, sondern er muß auch der zukünftigen Schwiegermutter einige Aufmerksamkeit erweisen; „Wekke dä Dochter frigget, maut dä Moer strieken", zumal die Eignung eines Mädchens zur Hausfrau zum größten Teil von der Tüchtigkeit ihrer Mutter abhängt: „wä gärne en guett Mäken ter Frau well han, dä seie vüörhier dat Moerken fiet an". Oft führt das Freien jedoch nicht zum Ehestand: „Friggen un Backen geräit nich ümmer" und „Friggen un Heudrögen geschüht saake umtüh".

Auch die Figur der Auserwählten ist nicht ganz ohne Belang. Vollschlank, „so dünn wie en Fiehbohnstaaken" ist nicht sehr beliebt, denn:

„Lang un slank
hiät Vergang.
Knoti un dick
hiät kein Geschick.
En Mäken van de Middelmaote,
dat alleene ziert de Streote";

und: „en klein Kärlsken un ne groote Frau, dä passet tesammen wie'n Iesselsen un ne Kau". Auch mit dem Alter müssen Mann und Frau zusammen passen, denn „en jungen Kärl un en ollet Wiet, dä maket sict schlechten Tietverdriet", und daß für die Eignung eines Mädchens auch ihr früherer Beruf von Wichtigkeit ist, weiß der Westfale auch: „wän use Hiärrgott well straofen am Liewe, dän giett hä'n Kuock odder ne Kammerjuffer tom Wiewe". Diese Warnung ist nur zu berechtigt, denn eine Köchin gibt zu viel Geld für ihre Kochkünste aus, wogegen die Kammerjungfer zu viel für ihren „Staat" braucht; aber „grooten Fraulüstaot un grooten Haunerfraot es der Buern Unraot".

Die Braut muß sorgen, daß die Aussteuer früh genug fertig ist, denn des Mannes Leitwort lautet: „erst dän Kuorf, dann dän Bueggel, erst et Bedde, dann et Wief." Ist die Braut zur Frau geworden, dann heißt's und mit Recht: „Dä Frau gehört int Hus", denn ihr Wirken im Haushalt ist für das Wohlergehen des Hofes von entscheidender Bedeutung: „dä Frau kann mähr in der Schüötte vom Huaß driegen as dä Bur met veer

mehr oder weniger angenehmen Pantoffel, dann „hiät dä Frau de Büge an", und wenn sich die Frau durch ein großes Mundwerk auszeichnet, kann sie dem Spott der Nachbarn nicht entgehen: „Dä Bur hiät keinen Küen nödig, dat Wiecken dänt sine Frau leiwer". Taugt die Frau überhaupt nichts, dann wirkt ihr schlechtes Beispiel auch auf diese anderen Hausgenossen. „en glüning Wief stiecket et Hus an alle Ecken an", aber, ob gut oder schlecht, die Kinder hängen immer an der Mutter, denn: „Moerschoten es warm, hä se riet odder arm". Der Mutter wird von den Kindern aber oft mit Undankbarkeit heimgezahlt, „eene Moer kann luchter siemen Kinner erniähren as siemen Kinner eene Moer". Mit zunehmendem Alter ist es mit der Vergnügungslust natürlich nicht mehr weit her, denn „Morgenriän un olle Wiewerdänze duert nich lange" und „an ollen Hüsern un an ollen Wiewern es alltiet wat tä repereern", aber trotzdem macht sich die Frau selbst im Alter noch um das Hauswesen verdient, und einem verworfenen Menschen sagt man nach: „Hä es däm Dömel un sine Bestemoder tä gau af."

Häufig finden sich im Sprichwort Reste alten Volksglaubens wieder, und so ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich in den westfälischen Redensarten und Sprichwörtern noch Anklänge finden an die unselige Zeit der Hexenverfolgungen, die zum Glauben an die Minderwertigkeit und Schlechtigkeit der Frau führte. Da mir der Raum zu einer genaueren Betrachtung dieser Anschauungen fehlt, seien hier nur einige Beispiele kurz angeführt: „Lange Haor, koalten Verstand." Frauläraot un Boakweitensaot gerött alle Semen joahr." „Riegen und nieggenzig olle Wiewer maket nich eene junge Deene klauk." Ein gut Viel Verachtung gemischt mit einer Prise Ironie offenbart sich in dem Worte: „Ne Hucke (Kröte) un en Frauemensch sind twee gliete Diers, jä hätt beide keinen Stiätt", und unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte entstand das heute noch in ganz Westfalen allbekannte, überaus derbzotige Sprichwort: „Dat Beste hüelt dä Dömel zimmer töerst, güstern min Piärd, vandage mine Frau". Und die Beziehungen zwischen dem Teufel und der Frau, die uns in der Hexenliteratur auf Schritt und Tritt begegnen, spiegeln sich klar in dem Worte: „Wo dä Dümel nich selwer henkommen kann, do schickt hä en olt Wief."

Aber der Teufel weiß auch die Männer zu fangen: „Dä Wiewer maut me met hasichen un dä Kärls met Wienern anpocken, wenn me se in dä Hölle teien well, sagte dä Dömel," und wo das Sprichwort des Volkes sonnigen Frohsinn und goldigen Humor ausstrahlt, da birgt es stets die größte Schönheit und unbestreitbare Wahrheit: „Dä Welt es ne Muselalle un't Speck drin sind dä Fraulü."

Steuern in Altwestfalen

Von Karl Lamprecht.

Steuern sind ein altes Erbübel der Menschheit, das uns schon in den Zehnten und Erstlingen der Juden des Alten Testaments entgegentritt. Steuern zahlen und sterben muß man in der ganzen Welt, sagt Benjamin Franklin, und die Menschen finden sich im allgemeinen mit der unabwendbaren Last so. Drückend, ja geradezu werden die Steuern dann, wenn die Finanzen eines Landes einen außergewöhnlichen Umfang erreicht haben, wenn die verantwortlichen Finanztechniker nicht mehr wissen, wo sie noch die Steuerschraube ansetzen können. Es sind schon ganz seltsame Steuern vorgeschlagen und erhoben worden.

Besonders waren es die Römer, die in der Erfindung neuer Steuern groß waren. Sie hatten außer der Vermögenssteuer und dem Salzmonopol schon Hafen- und Landzölle, Brücken- und Straßengeld, Pachtzins für Staatsländereien, Zehnten, Erbschafts- und Gewerbesteuer. Eine Junggesellensteuer wird schon 403 v. Chr. erwähnt, der bald die Steuer für unverheirabete

dauern ist auch der Mann, der seinen Weiber körperlich unterlegen ist, aber er muß sich dann zu helfen wissen: „Manns Hand buewen, hä ligge unner odder buewen, joggte dä Kärl, as sine Frau ne unnerteeg".

In vielen Sprichwörtern wird die Frau drastisch und derb in Vergleich zu irgend einem Haustier gestellt. Heißt es bezüglich der Heirat: „ärmer Lü kimmer un rieker Lü kätmer kommt früh an dän Mann", so heißt's bezüglich der Arbeit: „Wiewerwmechen, Nächnihken und Piärreweeten maut me nich achen" und bezüglich des Essens: „Katten un Fraulü dä iätet alltiet, Küens un Mannslü mann je wat tritt". Ein Vergleich mit der Kuh belagt: „Et es keine Frau to riete, jä geht met der Kau gliete (40 Wochen)", und ein anderer Vergleich lautet: „Fraulüknei un Küensnasen sind ümmer tolt", dem pfeifenden Mädchen hält man vor: „Wechter dä steitet un Hanner dä kröget, mau me bi Tien dän Hals rümdrägen", und einem verworfenen Menschen sagt man nach: „Hä es däm Dömel un sine Bestemoder tä gau af."

Häufig finden sich im Sprichwort Reste alten Volksglaubens wieder, und so ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich in den westfälischen Redensarten und Sprichwörtern noch Anklänge finden an die unselige Zeit der Hexenverfolgungen, die zum Glauben an die Minderwertigkeit und Schlechtigkeit der Frau führte. Da mir der Raum zu einer genaueren Betrachtung dieser Anschauungen fehlt, seien hier nur einige Beispiele kurz angeführt: „Lange Haor, koalten Verstand." Frauläraot un Boakweitensaot gerött alle Semen joahr." „Riegen und nieggenzig olle Wiewer maket nich eene junge Deene klauk." Ein gut Viel Verachtung gemischt mit einer Prise Ironie offenbart sich in dem Worte: „Ne Hucke (Kröte) un en Frauemensch sind twee gliete Diers, jä hätt beide keinen Stiätt", und unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte entstand das heute noch in ganz Westfalen allbekannte, überaus derbzotige Sprichwort: „Dat Beste hüelt dä Dömel zimmer töerst, güstern min Piärd, vandage mine Frau". Und die Beziehungen zwischen dem Teufel und der Frau, die uns in der Hexenliteratur auf Schritt und Tritt begegnen, spiegeln sich klar in dem Worte: „Wo dä Dümel nich selwer henkommen kann, do schickt hä en olt Wief."

Aber der Teufel weiß auch die Männer zu fangen: „Dä Wiewer maut me met hasichen un dä Kärls met Wienern anpocken, wenn me se in dä Hölle teien well, sagte dä Dömel," und wo das Sprichwort des Volkes sonnigen Frohsinn und goldigen Humor ausstrahlt, da birgt es stets die größte Schönheit und unbestreitbare Wahrheit: „Dä Welt es ne Muselalle un't Speck drin sind dä Fraulü."

Steuern in Altwestfalen

Von Karl Lamprecht.

Steuern sind ein altes Erbübel der Menschheit, das uns schon in den Zehnten und Erstlingen der Juden des Alten Testaments entgegentritt. Steuern zahlen und sterben muß man in der ganzen Welt, sagt Benjamin Franklin, und die Menschen finden sich im allgemeinen mit der unabwendbaren Last so. Drückend, ja geradezu werden die Steuern dann, wenn die Finanzen eines Landes einen außergewöhnlichen Umfang erreicht haben, wenn die verantwortlichen Finanztechniker nicht mehr wissen, wo sie noch die Steuerschraube ansetzen können. Es sind schon ganz seltsame Steuern vorgeschlagen und erhoben worden.

Besonders waren es die Römer, die in der Erfindung neuer Steuern groß waren. Sie hatten außer der Vermögenssteuer und dem Salzmonopol schon Hafen- und Landzölle, Brücken- und Straßengeld, Pachtzins für Staatsländereien, Zehnten, Erbschafts- und Gewerbesteuer. Eine Junggesellensteuer wird schon 403 v. Chr. erwähnt, der bald die Steuer für unverheirabete